

Heinz Peter Linder
Georg Britting
Schweizer Analen 1945

Im Bereich der Dichtung gibt es Dinge, die wir staunend schauen, ohne Wunsch nach Frage oder Deutung, demütig einfach die Wunder glaubend, die sich vor unserer Seele offenbaren. Eines davon — wohl nur ein kleines — aber doch geheimnisvoll und unergründlich wie die andern, scheint mir jener Zweiklang zu sein, in welchem Werk und Leben Brittings harmonisch klingen. Wie oft schon wurde darauf hingewiesen: Britting am 17. Februar 1891 zu Regensburg geboren, in einer Landschaft also, wo ein mächtiges Stromnetz sich dehnt: Naab, Laaber, Regen, Donau, — Britting im Tierkreiszeichen des Wassermanns geboren, inmitten des Stroms: auf einer der Donauinseln jener Stadt, die den „schwermütigen“ Namen Regensburg trägt. — Naab, Laaber, Wassermann und Regensburg: — wahrlich, Wassers genug einem Menschen Schicksal zu sein und das dunkle Wunder zu vollbringen, sich in ihm einen Sänger zu schaffen: einen Lyriker des Regens, einen Dichter der Weiher und Tümpel und einen leidenschaftlichen Kündler der Ströme!:

Der große Strom kam breit hergeflossen
Wie ein großer, silberner Fisch. Wälder waren seine
Flossen.

Mit dem hellen Schwanz hat er am Himmel angestoßen.
So schwamm er schnaubend in die Ebene hinein.
Licht wogte um ihn, dunstiger Schein.
Dann war nur mehr er, nur mehr er, der silberne,
nur mehr er dein.

Dies frühe Gedicht indes offenbart uns nicht nur des Dichters Verwobensein mit den Mächten der Natur, sondern weist uns weit darüber hinaus zu Brittings schöpferischem Urgrund, dorthin, wo der Strom zum verpflichtenden Vorbild rhythmischen Bemühens wird: Brittings Verse nämlich drängen wie Ströme in den Raum, kraftvoll und wuchtig, als müßten sie gleich ihnen durch weites Land sich bahnen. Oft aber beginnen sie zu quirlen, sie fangen sich zu wiederholen, zu biegen, zu winden und zu wenden an, als ob sie wirbelnd über steinigtes Gefälle fielen – einige Herzschläge lang – dann stürmen sie weiter, männlich stark, weiter, immer tiefer in unser großes Erlebnis. –

Nie hat Britting vermocht, seine Verse leicht und anmutig zu singen, wie es etwa Eichendorff gegeben, sondern sie sind alle wie mit übermenschlichem Willen aus der Seele geschleudert, irgendwohin — und das mag ihnen die titanische Kraft der Ströme verliehen haben.

Mit diesem Vergleich aber ist das Wesen der Britting-schen Sprache keineswegs in der Tiefe durchleuchtet: ihre Wurzeln holen das Leben nicht nur aus diesem Bereich, dem Strome allein, sondern sie trieben auch vor bis zum Letzten, bis zum Göttlichen dichterischen Verhaltens, bis in jenen Bereich, wo sich Dichten (von digitale zeigen) im reinen, wahren Bildzeigen erfüllt und vollzieht. Britting hat sich also einer bildzeigenden Lyrik verschrieben, einem ritterlichen Dichtertum, dessen erstes Gebot Dienen heißt, den Bildern wahren Geistes dienen, welche zu zeigen die Dichter berufen und bestimmt sind.

Brittings Wort: „Kein Bild ist Betrug“ gilt ihm als bindendes Gelöbnis vor sich selber — und also bemüht er sich leidenschaftlich darum, das Wahre und Ganze des Lebens zu geben, indem er seine Sprache aus Bildern baut, Bild an

Bild reiht, meisterlich gezeichnet und gemalt, Wirklichkeit der Wirklichkeit entrissen und eingeschmolzen in den Ausdruck sprachlicher Kunst. Er ist nicht nur darauf bedacht, die Dinge dieser Welt besser zu schauen, als es die Dichter bis anhin getan, er will sie auch besser bezeichnen — und so machte er sich schon früh daran, die allgemeinen, verschwommenen Ausdrücke unserer Sprache zu überwinden und das besondere, für jedes Ding besondere und einmalige Bild zu schaffen, dieser Art etwa:

«Über dem Haus steht die gelbe Sonne wie eine große Sonnenblume ... , der Stengel ist nicht zu sehen, aber an dem unsichtbaren Stengel hängt sie geneigt über das Hausdach und glänzt. Wie ist es heiß. Die Kühle und das Dunkel haben sich in das Haus zurückgezogen, und nur aus den Fenstern atmen sie heraus. Und so einsam ist es vor dem Haus, das Gras schweigt, das lautlose, nur Heuschrecken hüpfen ritterlich, und die Grillen knirschen.“

oder noch sichtbarer im Gedicht:

Der Damm ist schilfentblößt und blumenleer.
Spuren im Schlamm, zickzack, verstört, und hin und her,
Wie hundgehetzt,
Im Kreis gestolpert und zuletzt
Im Sumpf versunken und Morast.
Schief aus dem Schlamm verkrallt und sturmzerfetzt
Ein krummer Weidenast.

Die beiden Proben offenbaren uns indes nicht nur den neuen Geist, den der Dichter seiner Sprache eingehaucht. sie zeigen auch. wie weit Britting aus dem Bereiche reiner Dichtung sich entfernte und welch ungeheuren Fund ihm dieser Gang brachte, einen Reichtum an sprachmalerischer Kunst nämlich, wie ihn bis dahin kein deutscher Dichter

aufzuweisen vermochte. Es ist übrigens sonderbar, — aber wohl aus der lodernden Glut beider Herzen zu verstehn — , wie sehr Wesen und Technik Brittingerscher Kunst an van Gogh mahnt: Strich sitzt neben Strich, glühend, leidenschaftlich, beinahe trunken hingezogen, Adjektiv neben Adjektiv, kraftvoll und überquellend:

«... und hoch oben, ganz hoch droben, große, kreisrunde Teller. und die Tiefe der Teller schwarz, rabenschwarz, aschenschwarz, negerkraushaarschwarz. der Tellerrand geflammt. monstranzengelb.»

Aber es will mir scheinen, als ob sich van Gogh und Britting nicht so sehr im Handwerklichen, im Technischen der Kunst, als vielmehr in ihrer geistigen Haltung berühren: bei beiden gleich die ungeheure Spannung zwischen leidenschaftlicher Glut und tragischer Kälte, bei beiden eine titanische, schöpferische Kraft, die blindlings hin. ausschleudert, was die Seele gebiert, bei beiden dieser heiße, verzehrende Atem des Werke:

Grün ist überall. Grün branden die Felder.
Nur die Straße ist einweißer Strich
Quer durchs Grün. Aber herrlich.
Herrlich grün lodern die Wälder.

Die Lerche sirrt. Der Himmel ist blau.
Sonst überall ist nur Grün.
Ein kochendes Grün, ein erzgrünes Glühn –
Flirrend darin eine Bauernfrau

Mit weißem Kopftuch, und ihr rotes Gesicht
Trieft flammend vom unendlichen Licht.»

Georg Britting aber — und hier mag der gemeinsame

Weg mit van Gogh zu Ende sein — Georg Britting ist nicht nur der Kunder des Glühenden, des Lichten und Klaren, sondern er fühlt sich auch zum Dunklen hingezogen, zum Geheimnisvollen, zur Nacht und besonders zum geisterhaft-dämonischen Wesen der Natur. Schon oft hat sich der Dichter hier weit in die Ferne ziehen lassen, in eine Zeit zurück, da „die wurzelfeste Natur noch panisch erfüllt und durchdrungen war“: er begann, jauchzend, voll panischen Entzückens, mit neuen Augen zu «Schauen: der Strom ward ihm zum gewaltigen Fisch, blühende Bäume wurden zu Feuerwerk, ein Ziegelstein zum blutroten Tontier. Ja, Britting ist noch weiter gegangen und hat durch die Kraft zauberischer Mächte tote Dinge mit menschlicher Gebärde begabt:

Das Schilf brummt einen tiefen Ton.
Berauscht vom Mond. Traumtrunken schwankt
der Weg davon.

Zieruberglanzte Schnur, der Strom.
Verrinnt ins Schwarz. Der Dom

Dreht hoch. in steilem Fechteradel.
Wie einen Degen seines Turmes Nadel

Im Sterngeklirr. Wie Feuer fällt,
Grell abgesprengt, ein Stern in diese Welt.

Für die tiefe Naturverbundenheit Brittings mag das aber nicht Beweis genug sein. Er wird wohl damit erbracht, daß unser Meister immer Kraft und Mut besitzt, sich den Mächten seiner Landschaft auszuliefern, in der Natur sein Ich zu verlieren und — allen andern Wesen gleich — namenlos um Gott zu kreisen. Nur aus solchem Erlebnis kann es geschehen, daß Britting das barocke Erbe seiner

bayrischen Heimat zu verwirklichen vermag: „das Kleine mit dem Großen, das Licht mit dem Schatten und die Bewegung mit der Ruhe zu verbinden.“

Nie — um noch einmal von Brittings Bildschau zu sprechen — nie bleibt sie beim Äußerlichen stehst. Britting bemüht sich, die Bilder von ihrem Innersten her zu begreifen; er will immer dort sein, wo sie dunkel sind, wo das Schicksal Rätsel und Geheimnis gibt, wo es Nacht ist, die es zu durchleuchten gilt. So malt Britting in seinen Novellen einfache Bilder des Alltags, kleine Begebenheiten, die uns Blinden wohl alltäglich und erklärlich scheinen, in denen der Augenschmied Britting aber ein großes Maß rätselhaften Schicksal und magischer Kräfte zu schauen imstande ist, das er immer genau zu bestimmen, zu deuten und zu messen sucht. Wie Kleist läßt er sich dabei von der Wucht der Prosa an die Dinge herantragen, um alsdann die Leuchtkraft seines Geistes ins Dunkel der Geschehnisse zu werfen, also daß ihre tiefsten Gründe auch für uns sichtbar werden. Indes bemüht sich der Dichter auch hier nur um das eine: er will das Bild, das letzte, wahre Bild jedes Dings schaubar machen; das mag uns auch erklären, weshalb er seine Sprache sich wiederholen, sich so biegen, winden und wenden läßt: sie vermag also die Dinge unaufhaltsam zu umspülen und ihre Masken allmählich zu lösen, bis jenes wahre und letzte Bild, rein herausgeschält, leuchtend vor uns steht. Und noch im Bereich des Unsäglichen gelingt es Britting, seiner Aufgabe zu genügen und Unsagbares ins Bild zu fassen, die Stille etwa, das schweigende und sonderbare Wesen einer sommerlichen Nacht:

Das Windlicht

Im Garten
Zur schwarzen Mitternacht,
Unter den Sternen,
Wenn es raschelt im Strauch:
Zünde das Windlicht an!

Die Fledermaus taumelt vorbei
Und der bläuliche Falter,
Und der Igel,
Starrend von Stacheln,
Geht über den Weg
Und die goldäugige Kröte.

Es ist die Nacht nur,
Der schwarze Bruder des Tags,
Und bis der dir wieder erscheint:
Es brennt ja das Windlicht!

Leere den Weinkrug!
Schau der Flamme goldnes Gesicht!
Weißt du es nicht?
Kein Bild ist Betrug!

Hör, was das Windlicht spricht:
Unter der Sterne Gang,
Falterflug, Adlerflug,
Kurz oder lang;
Genug!